

# Der erste schöne Frühlingstag [Schluss]

Autor(en): **Leuenberger, Klaus**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **3 (1913)**

Heft 14

PDF erstellt am: **06.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-635327>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Der erste schöne Frühlingstag.

Skizze von Klaus Leuenberger, Bern.

(Schluß.)

Der kleine Pächli ist gerührt und erstaunt, und seine klaren Augen blicken den Vater groß, fast erschrocken an.

Dieser aber setzt sich auf den Bettrand und redet kein Wort. Er betrachtet mit unendlicher Zärtlichkeit lange, lange sein Kind. Und vielerlei geht ihm durch den Sinn: Draußen ist die verschwenderische Schönheit des erwachenden Frühlings. Die Sonne, die die Frucht zum Leben weckt, die in der Erde schlummert, daß sie die Fessel sprengt und zur Blüte treibt. Das lichtgrüne Gras und die Knospen alle an den Zweigen der Bäume. — Hier im Zimmer ist auch eine Knospe am Baume des Lebens. Aber eine Knospe, die nicht blühen kann, weil ein Raufreif über sie hinweggegangen, lange bevor die Sonne kam und sie zum Leben erweckte. Eine Knospe, die verkümmern mußte, trotz aller Schönheit der Natur, und die in das Gras fallen wird, lange bevor der Herbst kommt und ohne daß sie zur Blüte und zur Frucht reifte.

Der Vater ruft sein Denken in den engen Raum seines Zimmers zurück und fühlt wie eine Lüge sich auf seine Lippen drängte:

„Du hast ja rote Wangen, Pächli! — Oh, das ist schön, und wie mich das freut. — Ja, ja, die Sonne, die Zauberin — und der Frühling, der Gaukler. —“

Bis zum Abendessen ist noch Zeit, da kann Herr Keller etwas ausrichten, noch etwas arbeiten, und wenn es nur eine Kleinigkeit ist. Er hebt behutsam den Deckel von der Schreibmaschine, die schwarz in einer Ecke der Stube steht, und im nächsten Augenblick gleiten die Finger über die Tasten und tippen in schneller Reihenfolge Buchstabe neben Buchstabe. Wenn es nur einen Bogen voll ist, der vor dem Essen fertig wird, so sind das gefundene 40 Rapfen. Und 40 Rapfen haben oder sie nötig haben, bedeutet einen Unterschied von 80 Rapfen. — Aber wenn die Finger ruhen und auf dem Manuskript nach Worten suchen, summt er ein Liedchen: „Noch ist ja die blühende goldene Zeit. . .“ und dann: „Der Ustig wott cho, der Schnee zerget scho. . .“

Pächli lehnt in das Kissen zurück und hebt die Blumen an die Nase. Er ist so müde, so müde.

Aus der Küche dringt ein Geruch von Kaffee und gebratenen Kartoffeln in das Zimmer.

Draußen im Garten legen die letzten Sonnenstrahlen goldene Fäden an alles, was dort steht. Die Bäumchen werfen breite Schatten über den Weg.

Die Käzchen eilen davon, bleiben plötzlich stehen, überpurzeln sich und wehren mit den Pfoten gegeneinander.

Der Fluß singt die erste Strophe eines neuen Abendliedes. Ein ganz neues Lied, wie es Herrn Keller scheint.

Und der schwere Hauch der atmenden Erde, der Dampf des Flusses und der Duft der erwachenden Blumen und Bäume dringt in das Zimmer.

Mit großen Augen sieht der kleine Pächli in den Garten hinaus. Wie ist ihm alles so lustig, so neu und wie ist ihm alles so schön, so sonderbar schön.

Das Abendessen bringt ihm Reisbrei, mit viel Zimmpulver darauf und aufgekochte, dünne Zwetschgen. Das ist er sonst so gerne. Aber heute hat er keinen Hunger. Er möchte lieber noch draußen sein, und er möchte mit den Kägen spielen. Nur müde ist er, so müde. Und da legt er leise den Kopf in die Kissen zurück, ganz leise, und schläft über seinem Reisbrei ein.

Einen Flecken Sonne hat er noch zu sich ins Bett genommen, der spiegelte sich auf seinen Lippen wieder, die lächeln bitter-süß. Sicher wird er von seinen Kägen träumen und von dem Fluß und dem Aste darauf, der so lustig auf und niedersprang, immer auf und nieder. —

Herr Keller kann heute gar nicht seine gewohnte Abendarbeit verrichten. Ihm ist so sonderbar. — Was ist auch das? — Der Himmel mag das wissen, der ja den Frühling schickt.

Er nimmt aber eine seiner Sonntagszigarren aus dem Kasten, geht in den Garten hinaus und schmaucht und raucht. Dann und wann bleibt er stehen, stößt die Schultern zurück, daß die Brust sich breitet und zieht die Luft in langen Stößen ein.

Aus der Küche hört er Tellergeklapper und Löffelgeklirr. Seine Frau wäscht das Geschirr. —

Aber er weiß, wenn sie fertig ist damit, wird er sie in den Garten rufen. Er wird seinen Arm um ihre Taille legen und mit ihr über die Wege wandeln, dem Fluße zu. Wie einst, wie hin und wieder zur Sommerszeit.

Herr Keller geht ins Zimmer zurück. Er sieht den schlafenden Pächli und das Lächeln auf den blaßroten Lippen.

„Mutter, Mutter, . .“ ruft er verhalten drängend nach der Küche, „Mutter, so komm doch geschwind!“

„Wie hast du mich jetzt aber auch erschreckt,“ antwortet seine Frau und trocknet die Hände an der Schürze, während sie ins Zimmer tritt.

„Sieh doch auch das Bild, Mutter. . .“, wie wunderbar hübsch der Pächli schläft, ob seinem Abendessen. . .“

Lange stehen die beiden in einiger Entfernung vom Bettchen und sehen voll zärtlicher Liebe auf ihr Kind.

Sie reden nichts, denn sie wollen seinen Schlaf nicht scheuchen. . . seine Träume nicht stören. —

Auf einmal drängt sich die Frau jäh an ihren Mann und krallt die Hände in seinen Rock. „Was hast auch!“ fragt er begütigend, und fühlt selber, wie im Schrecken sein Herz sich krampft. Etwas Seltsames sehen sie auf Pächlis Gesicht, etwas Rätselhaftes, das ihre Seelen im tiefsten Innern erzittern macht: Langsam weicht das zarte Rot von seinen Lippen und macht einer bläulichen Blässe Platz. So muß die Sonne hinter schneeiger Höhe versinken. Nun ist auch das Lächeln verschwunden. Die Lippen pressen sich in herber Geradheit aufeinander und an den eingesenken Schläfen liegt das blonde Haar wie angelehnt.

„Pächli, . . Pächli, . .!“ —

Mit einem einzigen Sprung ist die Mutter am Bett des Kindes. Der Vater folgt ihr. „Pächli, . . Pächli, . .“ gelst ihr Schrei durch das offene Fenster in den Abend. Dann reißt sie ihr Kind an sich, betastet es, streicht ihm die Haare aus der Stirn, preßt tausend Küsse auf seinen Mund und wühlt ihren Kopf an seine Wangen.

„Pächli, . . Pächli, . .!“ —

Da fällt das Geschirr mit dem Abendessen vom Bett. Der dumpfe Klang der Scherben reißt beide aus der Erstarrung und mahnt ans Leben.

„Tod!“ — sagt die Mutter in unendlich tonloser Traurigkeit und legt den Kopf ihrer langen bangen Sorge ins Bett zurück. Sie wischt ihm ihre Tränen von den Wangen und streicht behutsam die Kissen zurecht, daß keine Falte seinen Schlaf störe. „Tod!“ flüstert sie noch einmal wie zu sich selbst. — Sein Herzchen war zu schwach für die Herbe dieses ersten Frühlingstages.

Es ging eine erhabene Ruhe von dem toten Kinde aus, die alles Trachten und Tun in die große Stille zog.

Draußen im Gärtchen aber lockte der flötende Sang einer Amsel. Der Fluß summt unentwegt sein altes und doch ewig neues Lied und plauderte mit den Ufern. Und in den sonnenwarmen Betten lauerte begehrtlich die Nacht.